

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 14 (1914)

Artikel: François Rabelais : Resultate der neueren Forschung
Autor: Walser, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750762>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FRANÇOIS RABELAIS

RESULTATE DER NEUERN FORSCHUNG

Äußere und innere Gründe sind es, die das Fortleben eines literarischen Kunstwerkes bedingen. Neben der großen Flut des Mittelmäßigen, das kaum erschienen rettungslos der verdienten Vergessenheit anheimfällt, lässt der in ewigem Kreislauf begriffene Zeitgeschmack auch manches Korn edlen Metalles sich entgleiten. Jeder Leser sucht in den Schriften der Vergangenheit wie der Gegenwart vor allem sein eigenes Denken und Fühlen: und so bleiben vorzüglich diejenigen Werke der Väter auch noch im Zeitalter der Söhne aktuell, welche bereits vorausahnend die Geschmacksrichtung der folgenden Periode vertraten. — Daneben aber, wie es nach dem Worte Ciceros Menschen omnium horarum, für gut und böse Stunden gibt, so werden auch literarische Gebilde geschaffen, die ihre Wurzeln so tief in die Menschenseele senken, dass sie unabhängig vom beständig wechselnden Geschmacke *immer* modern bleiben: dass sie stets erfreuen, erschüttern, wohl auch empören: dass sie vor allem den Leser zwingen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen.

Ein solcher Autor für gut und böse Stunden ist François Rabelais. Sein burlesker Roman von den Riesen Gargantua und Pantagruel ist nie veraltet. Es war nicht bloß der esprit gaulois, der sich in der Flucht der Jahrhunderte ewig gleich blieb, mochte er auch bald in der Gestalt der rohen Kavaliers Brantômes oder in dem koketten Anzug der gepuderten Libertins der Régence, im Gewande der hitzig schmachtenden Schäfer Parnys, in den Liedern Bérangers oder den *Lettres de femmes* von Marcel Prévost erscheinen: in Rabelais Lebenswerk findet sich so viel Ernstes und Hohes: aufflammender Idealismus, scharfgeschliffene Satire der menschlichen Torheit, die ewigen Probleme des Glaubens und Wissens, dass sein Riesenroman ungehindert durch das Jammergeschrei enger und prüder Moralisten stets aktuell blieb.

Wohl aber traten in den vier Jahrhunderten, die seit Rabelais Leben vergangen sind, die gutmütigen ess- und trinkfrohen Züge seiner ungeheuren Helden ganz sachte an die Stelle von des Dichters eigenem Porträt. Ja Maître François, der Curé von

Meudon, wurde sogar in den Augen der Nachwelt zu einem Menschen, dessen Lebenszweck und Lebensphilosophie fern von aller Religion, die er skeptisch belächelt, bloß im gröblichsten Sinnengenusse gipfelt.

Es ist die mühsame Arbeit des letzten Jahrzehnts und vor allem das Verdienst des Professors am Collège de France Abel Lefranc, die Übermalung Schicht um Schicht vom Bilde Rabelais abgetragen zu haben, bis dass auf dem Grunde ein Menschenantlitz zum Vorschein kam, in das die Not eines stets gehetzten, an Arbeit und Mühsal überreichen Lebens tiefe Furchen gegraben, die Züge eines Mannes, der sich in stetigem rastlosem Streben abmühte, die Rätsel des Daseins zu lösen, le mot de la bouteille, der Weisheit tiefsten Schluss zu finden. In seiner Sprache: im Gewande des burlesken Romans und in der Form der französischen Kunstprosa verlieh Rabelais diesen Kämpfen seiner eigenen Seele wie den großen Problemen seines Zeitalters kraftvollen Ausdruck. Nicht dass man in der Grundidee, wie in der bunten Folge seiner tollen Einfälle eine einheitlich fortgeführte geheimnisvolle philosophische Allegorie erkennen, in *jeder* Gestalt, *jeder* Schnurre, die seine unerschöpfliche Phantasie hervorzaubert, eine historische Persönlichkeit, eine tiefsinnige Absicht vermuten dürfte: Rabelais Ziel bleibt dasjenige seiner Vorlage, des populären Abenteuerromans: das Ergötzen. Allein je tiefer man in sein Werk eindringt, um so überraschender treten unter einer durchsichtigen von den Zeitgenossen sofort durchschauten Hülle die realen Elemente zu Tage: die Züge aus der eigenen Biographie des Autors wie die großen politischen und religiösen Aspirationen der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts.

Versuchen wir in kurzen Zügen die Hauptresultate dieser neuern Forschung, erst über das Leben, dann über die Werke François Rabelais festzuhalten, wie sie sich zumeist in den elf Jahrgängen der *Revue des Etudes Rabelaisiennes* finden und in der neuen kritischen Ausgabe des *Gargantua* und *Pantagruel* von der vorläufig zwei Bände vorliegen (H. & E. Champion, Paris).

François Rabelais wurde zirka 1493 nicht als der Sohn eines Kneipwirts oder Apothekers, sondern als der Spross des wohlhabenden und angesehenen Advokaten Antoine Rabelais wahrscheinlich auf dem alten Familiensitze La Devinière bei Chinon

geboren. Wir sind völlig im Dunkeln über seine Jugendjahre und vor allem darüber, was ihn bewog, den wichtigsten und verhängnisvollsten Schritt seines Lebens zu tun, indem er in das Franziskanerkloster zu Fontenay-le-Comte trat. Hier legte François, ungewiss wann, die Ordensgelübde ab und empfing die Priesterweihe. Hier sog er auch jenen tiefgehenden Hass gegen den klösterlichen Zwang ein und besonders gegen die stundenmäßige Reglierung der Frömmigkeit. Andererseits geriet er bereits in Fontenay in einen kleinen humanistischen Zirkel, der für die künftige Richtung seines Geistes entscheidend wurde. Sein Ordensbruder Pierre Amy lehrte ihn Griechisch und brachte ihn mit dem Fürsten der französischen Humanisten Guillaume Budé in brieflichen Verkehr. Mit Amy zusammen suchte Rabelais auch schon in diesen Jahren klassische Belegstellen für das große Werk des Juristen André Tiraqueau über die Ehegesetze zusammen und übertrug bereits eine — ungewiss welche — Schrift Plutarchs. Die intensiven Griechischstudien brachten indessen die beiden hellenisierenden Mönche in Konflikt mit ihren Ordensobern, so dass ihnen zeitweise die Bücher beschlagnahmt wurden. So floh Amy von Fontenay in ein Benediktinerkloster und Rabelais folgte seinem Beispiel, indem er zu den Benediktinern von Maillezais übersiedelte, deren Prior Geoffroy d'Estissac ihm befreundet war. Dort begann der junge Mönch vermutlich seine medizinischen Studien, die er vielleicht in Paris fortsetzte. Jedenfalls sehen wir ihn am 1. November 1530 an der altberühmten medizinischen Fakultät in Montpellier den Titel einer Baccalaureus der Medizin erwerben. Er ließ es aber bei diesem ersten Grade bewenden, vielleicht weil, wie sein Riese Pantagruel von den Ärzten in Montpellier sagt: ils sentaient les clystères comme vieux diables! So zog Meister François Ende 1531 oder Anfang 1532 ohne sich um seine Ordensobern viel zu kümmern weiter und gelangte nach Lyon. Die reiche Handelsstadt Lyon bildete im sechzehnten Jahrhundert das große Eingangstor für die Geistesprodukte der italienischen Renaissance in Frankreich. Sie beherbergte zudem weder eine Sorbonne noch ein Parlament, wohl aber eine Reihe der trefflichsten Druckereien. Lyon war der Sitz jenes Humanismus, dessen platonische Spekulationen die einen Adepten zur echt christlichen Mystik, die andern zu den strengen Gesetzen

Calvins führten, die dritten zu jenem freien Christentum, dessen Prophet Erasmus war und zu dessen Bekennern François Rabelais gehören sollte. Erst fand unser Baccalaureus keine Gelegenheit, seine medizinischen Künste auszuüben und so trat er zunächst als Korrektor in die Druckerei des Sebastien Gryphius und besorgte hier die Ausgabe einiger wissenschaftlicher Texte, so der *Epistolae medicinales* des Ferraresen Manardi etc. Im Winter 1532 erhielt er dann eine Stelle als Arzt am Hôtel Dieu der Stadt. Doch inzwischen hatte sich Rabelais auch selbst als Schriftsteller versucht, vielleicht war er schon bei der Ausgabe des kleinen Volksbuches: *Les grandes et inestimables croniques du grant geant Gargantua* beteiligt, das auf die Sommermesse 1532 bei Claude Nourry erschien. Auf die Herbstmesse des selben Jahres hatte er seinen *Pantagruel roi des Dipsodes* veröffentlicht und im Dezember eine kleine Kalenderschrift die *Pantagrueline prognostication* folgen lassen. Er ließ sich auch durch die einmütige Verdammung seines *Pantagruel* durch die Sorbonne wie durch den engherzigen Calvin nicht abschrecken, sondern gab zwei Jahre später, im Oktober 1534 seinen *Gargantua* heraus. Im Frühjahr dieses selben Jahres 1534 hatte er zudem den Erzbischof von Paris Jean du Bellay als Leibarzt ein erstes Mal nach Rom begleitet. Die Kühnheit des *Gargantua* erregte großes Aufsehen und da zudem die Politik Franz I. eine den Protestanten ungünstige Wendung genommen hatte, so zog es Rabelais vor, Anfang 1535 für einige Zeit zu verschwinden. So kam ihm eine zweite Romfahrt du Bellays sehr gelegen, der im Sommer 1535 nach der ewigen Stadt zog, offiziell um vom Papste den Kardinalshut in Empfang zu nehmen: in Wirklichkeit um die Politik Karls V. zu bekämpfen. Ein glücklicher Zufall hat drei Briefe aus der Zeit dieses zweiten römischen Aufenthalts auf uns kommen lassen. Sie melden neben interessanten politischen, sehr unverhohlenen ausgesprochenen Nachrichten, dass Maître François die gute Gelegenheit an der Quelle zu sitzen dazu benutzte, einen päpstlichen Gnadenerlass zu erlangen. Er wird in diesem Breve pro apostasia von seinen Vergehen gegen die Ordensgelübde absolviert: nämlich, dass er ohne Erlaubnis der Obern sein Kloster (Maillezais) verließ, Medizin studierte und im Gewande eines Weltgeistlichen herumzog. Sodann gestattet der Papst Rabelais

die fernere Ausübung des ärztlichen Berufes unter den gewöhnlichen Bestimmungen des kanonischen Rechts, dass er nämlich seine Kranken unentgeltlich pflege und sich aller Operationen durch Schneiden und Brennen enthalte. Endlich verfügt das Breve, dass Meister François sich künftighin im Kloster St. Maurles-Fossés niederzulassen habe, wo ihm Jean du Bellay gleichzeitig die Würde und Pfründe eines überzähligen Kanonikus verlieh. So schienen denn die alten Sünden getilgt und die neue Bahn vollständig geebnet, als Rabelais im April 1536 wieder in Frankreich auftauchte und im folgenden Jahre zunächst seine medizinischen Studien abschloss, indem er den ärztlichen Licenziaten- und Doktorgrad in Montpellier erwarb. Allein mit der Pfründe haperte es, denn seine Kollegen, die Kanoniker von St. Maur wünschten ihre Einkünfte durchaus nicht mit einem überzähligen und zudem noch meist abwesenden Genossen zu teilen, und so war er schließlich doch wieder auf die magern Einkünfte seines ärztlichen Berufes angewiesen, den er nunmehr in Narbonne, Lyon, Montpellier ausübte. Die Nachrichten aus diesen Jahren fließen spärlich und unsicher. 1537 wurde er wegen eines unvorsichtigen Briefes vom Kardinal von Tournon in Lyon verhaftet. 1540 finden wir Rabelais in Turin, wo er am Bruder des Kardinals, Guillaume du Bellay, einen neuen Beschützer gefunden hatte: doch auch dort brachte ihm seine Korrespondenz mit dem befreundeten Seigneur de Voré Schwierigkeiten. Es scheint sich in diesen beiden Fällen aber eher um politische Unvorsichtigkeiten gehandelt zu haben als um religiöse. — 1543 war Rabelais sogar in königlichen Gnaden, wie wir aus dem Titel eines Maître des requêtes ersehen, den er in diesem Jahre erhielt. Allein diese sonnigen Tage nahmen ein jähes Ende, denn kaum war im Januar 1546 sein drittes Buch erschienen, so verdammt es die Sorbonne, so dass sein Autor sich nach Metz flüchtete und dort die Stelle eines Stadtarztes übernahm. Von hier reiste er ein Jahr später abermals zum Kardinal Jean du Bellay als dieser ein drittes Mal nach Rom zog. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in der ewigen Stadt 1549 kehrten sie nach Frankreich zurück und 1551 war es Rabelais endlich vergönnt, in den Besitz zweier Pfründen zu gelangen: in Meudon und Jambet, die er aber, so viel die Kirchenbücher lehren, nicht selbst sondern durch Vikare

verwaltete. Die Veröffentlichung des vollständigen vierten Buches, seines großen Romans 1552 (1548 war bereits ein Teil im Druck erschienen) hatte aber neue Nöten im Gefolge, und so sehen wir, wie der unglückliche Rabelais im Januar 1553 seine beiden Pfründen resigniert, drei Monate bevor er selber, wie ein altes Kirchenbuch meldet, in Paris starb.

* * *

Das große Lebenswerk Rabelais bietet in seinen Wurzeln wie in seinen Tendenzen so recht ein Bild des Werdens wie des tiefsten Wesens der Renaissance überhaupt. Sein Ausgangspunkt ist keine antiquarische Fiktion sondern die absolute Realität des Lebens: das Denken, Fühlen und Reden des französischen Volkes. Derb und frohgemut ergötzt es sich an den ungeheuren Fressleistungen seiner Riesen, belacht in altherkömmlicher Weise die unsauberen Spässe über Mönche und Juristen, die Nonnen und das ganze weibliche Geschlecht: daneben aber zeigt es sich ritterlich, zartfühlend und von aufrichtiger kirchlicher Frömmigkeit. Der Zug aristokratischer Abschließung, den man nach einer kleinen Gruppe von Vertretern der Renaissance so gerne auf die ganze Bewegung überträgt, stimmt für Rabelais wie für die große Mehrzahl seiner humanistischen Vorgänger, Zeitgenossen und Nachfolger durchaus nicht. — In die tausendfältig schillernden altübernommenen populären und wissenschaftlichen Stoffe zieht nun der Humanismus ein und belebt diese traditionelle Materie in einer je nach dem Geist des Einzelnen völlig verschiedenen Weise. Zunächst ist es ein gelehrtes Prunken mit den massenhaft aufgehäuften klassischen Zitaten, als zweite Stufe folgen Exkurse, die ein wirkliches verständnisvolles Versenken in die Zeiten des Altertums bekunden; bei den größten Künstlern macht sich das Studium der Antike bloß mehr wie der feine Duft uralter und doch unsterblicher Blüten bemerkbar, es ist das instinktive Maßhalten, die strenge Selbstzucht des Schriftstellers unter die ehernen Regeln des Stils wie des Gedankens, die bewusste Anwendung derselben Gesetze, welche die edlen Meisterwerke der Griechen und Römer geschaffen, auf die Produkte der eigenen neuen Zeit und der eigenen neuen Sprache. — Bei Rabelais finden sich alle diese Stufen des rohen volkstümlichen Stoffes, wie seiner humanistischen

Veredlung und zwar in den 4 Büchern seines Romans in stetig aufsteigender Linie.

Echt volkstümlich ist vor allem der Ausgangspunkt: die Idee seiner Riesendynastie Grandgousier, Gargantua und Pantagruel. Er entnahm sie dem französischen Sagenschatze. Dafür sprechen eine Anzahl gleichzeitiger französischer Farcen, die auf unbekannte Gargantua-Episoden anspielen. Es zeugt dafür das Volksbuch *Les grandes et inestimables croniques de Gargantua*, in welchem Geburt und Schicksale der Riesen Grandgousier und Gargantua erzählt werden. Rabelais entnahm aus diesem Volksbuche eine ganze Reihe seiner gelungensten Episoden, so dass man ihm sogar die Autorschaft des kleinen Werkes zugeschrieben hat. — Wie aber gestaltete er diese reichlich unflätige Vorlage? Das möge eine kurze Schilderung der Hauptlinien und auch *bloß* dieser seines Werkes zeigen.

Auf die Oktobermesse von 1532 gab Rabelais als erstes selbständiges Werk die *Horribles et espouvantables faictz et prouesses du tres renommé Pantagruel roi des Dipsodes* heraus. Den Namen Pantagruel lieferte ihm dabei die Figur eines Teufels, der in einem mittelalterlichen Mystère de St. Louis das Amt versah, den Leuten den Durst zu erwecken. Und dieses Symbol wirkt noch so stark bei Rabelais nach, dass darob sein Pantagruel, wenigstens in diesem erstpublizierten Buche, nie recht aus dem schemenhaften herauskommt und zu einer wirklichen Persönlichkeit wird. Echt volksmäßig, roh und unflätig sind auch Geburt und Jugendgeschichte des Helden. Schließlich landet der junge Riese in Paris nach einer Rundreise durch die französischen Universitäten, hinter der sich vielleicht persönliche Erinnerungen des Autors verbergen. Dort studiert nun Pantagruel riesenmäßig und setzt durch seine wochenlang fortgesetzten Disputationen die Sorbonnages in Bewunderung, bis schließlich der Tod seines Vaters Gargantua (im 3. Buch wird er zwar wieder lebendig!) und die Empörung der tributpflichtigen Dipsodes ihn nach der Heimat Utopia zurückrufen. — All das klingt rein mittelalterlich und die mittelalterlichste Figur ist der gute Geselle Panurge, den Pantagruel inzwischen in seine Dienste genommen hat und der fortan eine nicht geringe Rolle spielt. Dieser Panurge ist ein naher Verwandter Till Eulenspiegels. Statt der humorvollen Verkörperung

des Bösen wie sie Luigi Pulci in seinem *Teufel Margutte* gegeben hatte oder dem Cingar des Teofilo Folengo, machte Rabelais einen echten Klerikus daraus¹⁾. Panurges Lebensaufgabe besteht in den unverschämten Spässen, womit er die alten Feinde der Studenten, die Polizei und die Philister kränkt. Und so hat er denn *soixante-trois manières pour acquérir argent mais deux cent quatorze pour le dépenser hormis la réparation de dessous le nez!* Neben all diesen volkstümlichen Elementen tritt das Humanistische bloß in einer einzigen Episode kraftvoller hervor: es ist der berühmte Brief, in dem Gargantua seinem Sohne das Studium ans Herz legt. Er singt dabei begeistert das Lob der neuen Zeit, in welcher derart alles inbrünstig nach Bildung strebt, dass sogar die *palefreniers, brigands et bourreaux* gelehrter sind als die Gelehrtesten der vergangenen Generation. Schließlich behandelt der Pantagruel trotz seiner noch ungelenken Faktur bereits zwei große brennende Tagesfragen: den *Seeweg nach Indien* und die *Reformation*.

Rabelais verlegt nämlich das Land Utopia, dessen Namen er von seinem Zeitgenossen Thomas Morus entlehnt, nach China, wie Abel Lefranc entdeckte, und lässt den heimkehrenden Pantagruel genau die Reise des Vasco da Gama um die Südspitze Afrikas herum ausführen. Im letzten Kapitel des Buches, worin der Autor die künftigen Erlebnisse seiner Helden andeutet, ist von einer neuen Reise die Rede, die Pantagruel bei den Kannibalen- und Perleninseln vorbei ins Fabelreich des Prestre Jean führen werde. Und darin hat Lefranc wiederum den Seeweg nach Indien und zwar diesmal zwischen den beiden Kontinenten von Süd und Nordamerika hindurch erkannt, über dessen Unmöglichkeit man 1532 noch nicht im Klaren war.

Doch nicht bloß die geographischen sondern auch die *religiösen* Probleme seiner Zeit werden bereits in diesem erst publizierten Werke Rabelais angedeutet. Welches aber waren die Ziele dieser *evangelischen* Bewegung und wie berührte sie sich mit dem französischen Humanismus? Eine ganze Reihe von Momenten, die im ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts in Frankreich zusammentrafen, schienen noch mehr als in Deutsch-

¹⁾ Dies bemerkt mit Recht J. Plattard: *L'invention et la composition dans l'œuvre de Rabelais*. Paris, Champion, 1909, p. 23.

land die Aufrichtung eines von Rom losgelösten reformierten Bekenntnisses direkt einzuleiten. Das allgemeine Bedürfnis nach einer gründlichen Reform der Kirche, das seit mehreren Jahrhunderten vorhanden, im fünfzehnten Saeculum zu den Konzilien von Konstanz und von Basel geführt, war im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts besonders dringend geworden. Diese patriotischen gallikanischen Unabhängigkeitsbestrebungen hatten neue Nahrung im Kampfe der französischen Monarchie mit Papst Julius II. gefunden und konnten sich ungestört entwickeln beim Zusammenbruch der päpstlichen Macht vor Karl V. Endlich war auch der Sturm, den die sämtlichen Humanisten, und zwar darunter Leute aus allen politischen und religiösen Parteien, im Namen der direkten griechischen, lateinischen und hebräischen Quellen gegen die entartete Scholastik und ihre Hochburg die Sorbonne liefen, der quellenmäßigen christlichen Predigt nach dem direkten Evangelium günstig. Auf welche Weise aber diese Reform zu bewerkstelligen sei, darüber gingen, trotz des gemeinsamen christlichen Bodens die Meinungen weit auseinander. Dies beweisen die Namen der Männer, die einträchtig vor den Lehrstühlen der neu ernannten Lecteurs royaux (den ersten Professoren des künftigen Collège de France) saßen: Calvin und Ignatius von Loyola, Aleander und wahrscheinlich auch Rabelais. Dass Maître François ein Humanist war, das bezeugt der erwähnte Brief Gargantuas an Pantagruel; dass er mit der evangelischen Bewegung, wie sie im Jahre 1532, also vor dem starren Dogmatizismus Calvins bestand, sympathisierte, das erhärtet gleichfalls eine Episode aus dem Pantagruel. Bevor nämlich der Held seinen Zweikampf mit dem Kämpen der rebellischen Dipisodes, dem Riesen Loupgarou, unternimmt, so verspricht er Gott in einem längeren Gebete künftighin in all seinen Staaten: je feray prescher ton saint Evangile purement, simplement et entièrement, si que les abus d'un tas de papelars et faulx prophetes, qui ont par constitutions humaines et inventions depravées envenimé tout le monde, seront d'entour moy exterminés. Alors feut ouye une voix du ciel, disant: Hoc fac et vices, c'est-à-dire: Fays ainsi et tu auras victoire.

So sehen wir, dass im ersten Teile seines Werkes das mittelalterliche Element durchaus überwiegt, dass aber der Autor be-

reits beginnt, sich von seinen Quellen zu befreien, indem er die eigenen Gedanken und die aktuellen Probleme seiner Zeit unter die traditionellen Abenteuer versteckt.

ZÜRICH

E. WALSER

(Schluss folgt)



ECHNATON

(Schluss)

Aton ist gnädig, freundlich, gütig, ein Gott des Friedens und allem Krieg abhold. Ihn lieben, ist Seligkeit. Feierlich klingt des Pharaohs Bekenntnis: „Es gibt keine Armut für den, der dich in sein Herz aufgenommen hat; ein solcher kann nicht sagen: O dass ich hätte! Wo du Leben ins Menschenherz bringst durch deine Schönheit, da ist Leben.“ Wer fühlte sich hierbei nicht an Worte des neuen Testamentes erinnert, wie der große Hymnus an viel später entstandene Psalmen des alten Bundes (z. B. 19, 104) bis auf den Wortlaut anklingt?

Bemerkenswert ist namentlich die Weite der religiösen Empfindung, die ferne Völker an der Peripherie des Reiches wie das piepende Küchlein erreicht. Wichtig ist ferner der Umstand, dass Aton nur der Gebende, nicht der Fordernde ist. Die Frömmigkeit ist rein ästhetisch, Anschauung des Unendlichen, um Schleiermachers Terminologie zu gebrauchen.

Sich selbst verleiht der Prophet eine Stellung, die zwar ihrer Natur, nicht ihrer Herkunft nach einigermaßen innerhalb des Menschlichen bleibt¹⁾, aber den Despoten, wenn auch den liebenden Despoten, ebenso stark betont wie die singuläre Gotteskindschaft und Gotteserkenntnis. Der Anfang des letzten Abschnittes im großen Hymnus erinnert an ein Wort Jesu, das in der ältesten, durch die Kirchenväter sicher bezeugten Fassung lautet: „Keiner erkannte den Vater, als der Sohn, noch den Sohn,

¹⁾ Übrigens betrachteten sich alle Pharaohnen als direkte Nachkommen des höchsten Gottes.